

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

17.9.1933 (No. 38)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 38



17. Sept. 1933

Gerda Kircher / Das Ende der anonymen mittelalterlichen Tafelmalerei im Bodenseegebiet

„Und tritt da auf einmal vor mich hin eine ganz neue und bisher mir ganz unbekannte Welt von Farben und Gestalten, die mich aus dem alten Geleise meiner Anschauungen und Empfindungen herauszwingt, eine neue ewige Jugend“ ...

So bekannte Goethe, als 1814 in Heidelberg beim Anblick der altdeutschen Gemäldesammlung der Brüder Voisserée auf einmal der Vorhang vor ihm zerriß, und sich die mittelalterliche Kunst als eine neue Erkenntnis vor dem alten Olympier aufstaut.

Mehr als ein Jahrhundert ist heute verflossen seit jenen ersten Entdeckungstagen der Romantik, in unermüdlicher Forscherarbeit hat die deutsche Wissenschaft sich die mittelalterliche Kunstgeschichte erobert, und heute beginnt das Mittelalter im Wiederaufleben des Wertstättgedankens selbst aus den fernen Bereichen der Gelehrsamkeit einzudringen in die Bezirke von Kunst und Leben der Gegenwart.

Das Bild, das sich uns von mittelalterlicher Malerei geformt hatte, war ungefähr folgendes: In hoher monumentaler Feierlichkeit streng religiöser Kunst hebt die deutsche Tafelmalerei in der Hochgotik, im Ausgange des 14. Jahrhunderts an. Vor leuchtenden Goldgrund treten die Gestalten der Heiligen, fern vom Leben der Welt, schimmernd und lächelnd in paradiesischer Verklärung. Das 15. Jahrhundert erobert sich durch den Ausbau der Maltechnik und die Kenntnis und Anwendung der Perspektive die neue Fähigkeit der Raum- und Landschaftsdarstellung hinzu, mit ihr alle Bereiche der Wirklichkeit. Bunt und leuchtend oder auch grau, herb und lärmend tritt der mittelalterliche Alltag, treten die deutsche Landschaft und das deutsche bürgerliche Leben in die weltferne, religiöse Malerei ein, deren namenlose, zahlreiche Werke die Wissenschaft nach stilkritischer Ordnung zusammenschloß. Nur wenige wunderbare Namen, wie Stefan Lochner, Konrad Witz usw. ragen aus der Namenlosigkeit der Schulen und der landschaftlichen Zusammenhänge heraus. Bis dann das ausgehende 15. Jahrhundert und das beginnende 16. um die großen Schöpferpersönlichkeiten von Dürer und Grünewald, dessen Wiederentdeckung uns erst das ausgehende 19. Jahrhundert schenkte, einen farbenreichen Kranz von Meistern und Individualitäten legte, in denen in mannigfacher Art deutsches Wesen sich aussprach.

Und nun — nachdem alles restlos erforscht schien — tut sich der Vorhang noch einmal auf, und was niemand mehr zu hoffen und glauben wagte, für die ganze mittelalterliche Malerei des 15. Jahrhunderts, werden die Künstler in ihre Urheberrechte wieder eingesetzt; sie irren nicht mehr heimatlos, mit musealen Etiketten und wissenschaftlichen Notizen versehen, in der Kunstgeschichte einher, sondern sie werden zurückgegeben jener lebendigen Bindung an Geburtsort und Heimat, an Haus und Grund und Boden, an Sippe und Werkstatt, an die ganze reiche Umwelt ihres einstigen Daseins. Das scheint mir die große, nicht nur kunstwissenschaftliche, sondern auch kulturgeschichtliche Bedeutung des neuen Werkes über mittelalterliche Malerei im weiten Umkreis des Bodenseegebietes zu sein, das Hans Rott, der bekannte Direktor des Badischen Landesmuseums, vorlegt, und dessen Besprechung, sagen wir besser Einführung, wir uns hier angelegen sein lassen. Der genaue Titel heißt: Hans Rott, Quellen und

Forschungen zur südwestdeutschen und schweizerischen Kunstgeschichte im XV. und XVI. Jahrhundert (Bodenseegebiet). 2 Bände, Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart 1933; Preis 50 RM. Der erste, mit 85 Abbildungen versehene Band des Werkes bringt den zusammenfassenden Text der neuen Forschungsergebnisse; der zweite, die große, grundlegende Hauptarbeit des Verfassers, die Wiedergabe der archivalischen Quellen, deren erschöpfende Bearbeitung aus allen einschlägigen Archiven des behandelten Gebietes die überraschenden, neuen Ergebnisse gezeitigt hat, die uns zeigen, daß der Malbetrieb des Mittelalters weit über unsere bisherigen Kenntnisse und Vorstellungen hinaus gereicht hatte. Ein Werk liegt hiermit vor uns, das trotz, ja besser in seiner strengen, vorbildlichen, wissenschaftlichen Sachlichkeit von größter Gegenwartsbedeutung ist. Diese ist beschlossen in einer Verbindung der kritischen wissenschaftlichen Methoden mit den lebensnahen Faktoren von Blut und Rasse, die die Quellen vorlegen. Ein Werk, das gerade heute, im Augenblick einer Krise und Unterbewertung deutscher Wissenschaft, zeugen kann für den bleibenden Wert schlichter, sachlicher Forscherarbeit, die fernab von dem verwirrenden Lärm einer falschen Kunstpolitik in der Stille schafft und daher Zeugnis ablegt für echte, deutsche Arbeit, die stets um der Sache, nicht um ihrer selbst willen sich einsetzt.

Wir greifen aus der reichen Fülle des vorgelegten Stoffes, der die Gegenden von Konstanz, Rottweil, Sigmaringen-Hohenzollern, Feldkirch, Chur, St. Gallen, Zürich umfaßt, die Werke und Meister heraus, die aus Konstanz stammen und die zum großen Teil heute in der Badischen Kunsthalle in Karlsruhe zu finden sind.

Es muß vorher noch ergänzend erwähnt werden, daß es sich in Rott's Buch nicht allein um die Erfassung der Maler handelt, daß die Quellen auch die Bildhauer, Glasmaler, Buchkünstler, die Teppichwirker, Goldschmiede mit erfassen; sie alle treten, zum Teil miteinander verflochten und verschwägert, in ihren Kunstverbänden fest zusammengeschlossen vor uns auf. — In Gemälden sind es aber die großen, vor Damastgoldgründen leuchtenden Altäre der Badischen Kunsthalle, die man ihrer Herkunft nach schon immer als Bodenseeschule betitelt hatte. Diese Altäre können nun mit angesehenen, bisher unbekanntem Konstanzer Meisternamen verknüpft werden, wie zum Beispiel der Salemer Berenennaltar, der Konstanzer Virgula-Altar, der Landenberger-Altar und noch viele andere.

Auch die sagenhaften „Meister von Mestkirch“, der „Meister von Sigmaringen“, der Schweizer „Meister mit der Nelke“, der „Weißer-Meister“ erhalten jetzt ihre angestammten Familiennamen und werden in Balingen, Beringen und Zürich beheimatet. Ueber den großen Rottweiler-Basler Maler Konrad Witz ist ebenfalls abschließendes Material vorgelegt, wie überhaupt durch die Rott'schen Quellen der Spezialist mittelalterlicher Malerei aller Mähen der Archäologie enthoben ist und seine Studien erfolgreich und festgesichert auf diesen Forschungen aufbauen kann. Doch wollen wir zu unseren Konstanzer Meistern zurückkehren, deren schöne Werke unser besonderes Interesse verdienen. Die hohe, einzigartige Konstanzer Kunstblüte beginnt mit den

Tagen des Konzils zu Beginn des 15. Jahrhunderts, das Konstanz, die große Bischofsmetropole am See, zu einem Stellschwein der damaligen Welt gemacht hatte, das das ganze gewerbliche und künstlerische Leben der Stadt weit hinaus befruchtete.

Das bedeutendste Werk aus dieser Konzilszeit sind die Fresken der Konstanzer Augustinerkirche, die Kaiser Sigismund zum Dank für damals im Kloster genossene Gastfreundschaft stiftete. Die Meister dieser Wandgemälde heißen Heinrich Grübel, Kaspar Sünder und Hans Lederhofer. In dem Hauptmeister, Kaspar Sünder, der einem angesehenen Konstanzer Kaufmannsgeschlecht angehört, tritt uns der Gründer der größten Konstanzer Malerwerkstatt entgegen, die in Sohn und Anverwandten sich über ein Jahrhundert maßgebend behauptete. In Kaspars jüngerem Bruder, dem begabten Balthasar Sünder, der um 1450—1470 tätig war, haben wir den Meister des schönen Karlsruher Veronesialtars vor uns. (Kat. Nr. 25—29): Vor einem reichen Damastgoldgrund steht in der Mitte der Kreuzifixus, zu seinen beiden Seiten liebliche, jugendliche Heilige, unter ihnen die Titularheilige St. Verena. Der gehaltene, meisterliche farbige Aufbau, der ein großes Können voraussetzt, wirkt trotz der mangelhaften Erhaltung außergewöhnlich stark auf den Beschauer. Diese vor Goldgründen leuchtenden Frühwerke der Bodenseeschule haben nicht das Grafenrealistische der späteren Werke ihrer schwäbischen Nachbarn; es eignet ihnen eine musikalisch wohlklingende Harmonie.

Interessant ist auch die Tatsache, daß Sünders Frau Teppichwirkerin war, ein Kunstweib, der in Konstanz besonders blühte und uns die Erklärung gibt für die schönen Teppiche in „Heidnisch-Wirkerei“, wie man diese Muster aus Ranken und Tierornamenten bezeichnenderweise nannte.

Als Balthasar Sünders Malergefellen lernen wir die Meister Gutrecht, Haggenschach und die aus Ravensburg zugezogenen Maler Jos. Ammann und Peter Murer kennen. Peter Murers Sohn, Hans Murer der Ältere, ist der Maler des schönen Konstanzer Urjuliaschreines, der aus der Peter-Pauls-Kapelle stammt. Ein Kreuzifixus auf Goldgrund, mit den vier großen Kirchenfesten zur Seite gemalt: Weihnacht, Ostern, Pfingsten, Himmelfahrt, auf den Flügeln Heilige, darunter St. Ursula im Kahn, und das Martyrium der 10 000, die in den Dornen hängen. Dieses formal wohlthuend geschlossene Werk ist um 1470—1480 zu setzen. (Kat. Nr. 31.)

Die Konstanzer Malerei der Spätgotik vertritt Sünders Schwiegersohn Mathäus Gutrecht der Ältere, der begabte Hofmaler des Bischofs Hugo von Hohenlandenberg, der den schönen Karlsruher Landenberger Altar geschaffen hat. Die Mitteltafel dieses Altars zeigt ein vielgestaltiges Kreuzigungsbild vor Landschaft und Goldgrund, die Flügel St. Pelagius und St. Konrad, die Konstanzer Stadtpatrone, zu Konrads Füßen der bischöfliche Stifter. (Kat. Nr. 48.) Gutrechts des Älteren Generation angehört auch N. Stachel, der Leibmaler des weisen und gelehrten Erasmusfreundes, des Konstanzer Domherrn vom Bobheim. N. Stachel ist ein anderer figurreicher Kreuzigungsaltar der Kunsthalle (Kat. Nr. 55), bis dato als „Siamaringer Meister“ betitelt, zuzuweisen; ein ähnliches Bild im Münchner Privatbesitz.

Einen neuen künstlerischen Aufschwung hat Konstanz in der Frührenaissance zu verzeichnen, wo der jüngere Gutrecht die Malereien der berühmten Domorgel ausführte, in deren sprudelnder Ornamentik Gotik und Renaissance sich begegnen. Die überragendste Meisterpersönlichkeit dieser Zeit ist aber in dem 1613 eingewanderten gebürtigen Memminger Maler Christoph Bockstorf zu sehen, der aus dem Augsburger Schulfreis stammt. Die Heirat mit einer Konstanzer Goldschmieds Tochterlein verbindet ihn für immer dem Bodensee. Bockstorf ist der Meister des farbenprächtigen Palast- und Privataltars des Bischofs

Hugo von Hohenlandenberg, der heute noch im Konstanzer Münster vorhanden ist, und der 1524 datiert wird. Ein bedeutendes Werk, das uns fesselt in seinem bizarren Formenreichtum und durch seine Grünwaldischen Anklänge. Zur selben Zeit hat Nürnberg einen berühmten Dürerschüler, Hans Springinlee, nach Konstanz gesandt, in dem Rott zusammen mit dem Buchmaler Ulrich Taler aus Augsburg den Schöpfer des berühmten Freiburger Missale des Hugos von Hohenlandenberg sieht. Mit Bischof Hugo von Hohenlandenberg, der zeit seines Lebens die Künste gefördert hatte, der nach einem kunstliebenden Leben arm und mittellos zu Grab sank, erlosch auch der Glanz des bischöflichen Lebens in Konstanz. Die Reformation zog ein, und mit ihr der Bildersturm, der uns um wertvolle Werke gebracht hat, und der gerade in Konstanz eine alte, blühende Kunstüberlieferung zerstörte.

In jener schweren Uebergangszeit finden wir in Konstanz den wein- und liedfrohen Malermusiker Philipp Memberger, dem Frau Musica geben mußte, was die Malkunst ihm an Verdiensten verweigerte. Die Badische Kunsthalle bewahrt ein wertvolles Werk seiner Werkstatt, ein Bild, das die Vision des Eschiel mit der Auferstehung der Toten in einer weiträumigen Landschaft darstellt und treffend diese Spätzeit kennzeichnet. (Kat. 1920 Nr. 1167, zur Zeit deponiert; im Katalog von 1929 nicht aufgeführt.)

Wir werfen einen Blick nach Mespelbrunn; nach den Rottischen Quellen ist es nun endgültig aus mit der sagenhaften Gestalt Jörg Ziegler, wie man den Meister von Mespelbrunn taufen wollte. Denn einen Maler dieses Namens hat es dort nie gegeben, nur einen Bürger Jörg, der eine Ziegelei besaß und der mit der Malerkunst nie etwas zu tun hatte.

So müssen wir den „Meister von Mespelbrunn“ in Balingen beheimaten. Er stellt sich dort eindeutig fest als Marx Weisk der Ältere, der als Maler und Werkstattinhaber 1515 dort gestorben ist und dessen Söhne Joseph (1521—1565) und Marx d. J. (1536—1580) seine Kunst weiter führten, so daß wir in Joseph Weisk den eigentlichen, weltlich frohen Mespelbrunner Meister zu sehen haben. (Kat. Nr. 98—100.)

Genau so geht es mit dem „Meister von Siamaringen“, in dessen Tafeln die Werkstatt der Familie Strüb aus Beringen zu erkennen ist. — Es ist besonders wertvoll, durch diese nunmehr erwiesenen Sippenzusammenhänge in die mittelalterliche Werkstattüberlieferung genaue Einblicke zu erhalten. Auch hier wandelt sich der einst mehr mechanische Bearbeiter der Werkstatt in den lebendigen der Generationsfolge um. Wir sehen deutlicher wie je, wie an diesen Werkstätten die hohe technische und künstlerische Ueberlieferung der mittelalterlichen Kunst haftet, wie durch sie die Gesamtheit des künstlerischen Lebens einer Stadt befruchtend auf das Künstlerische wirkt. Wesentlich an der Werkstatt war auch, daß die jungen Meistergejellen nach vollendeter Lehre nicht arbeits- und ziellos ins Leben traten, sondern die alten Werkstattbindungen sich segensreich für das weitere Schaffen und Verdienen der Künstler auswirkten. Rotts Quellen zeigen deutlich, daß wir uns diese Werkstätten auch nicht einseitig vorstellen brauchen. Denn hier fanden sich neben den einheimischen auch fremde Gejellen zu regem Austausch ein. Ein glänzendes Beispiel dieses Austausches ist die Gestalt des Hans von Dalmat, der als schlesischer Bildhauergejelle in Peter Reiners, des „Kellnermeisters“, berühmte Werkstatt in Rürich eintrat und der später als angelegener Künstler in seine schlesische Heimat zurückkehrte und so ost- und westdeutsches Kunstschaffen verband.

Bei den vielseitigen Ergebnissen des Rottischen Werkes, die hier nur andeutend gestreift werden konnten, ist zu wünschen und zu hoffen, daß dem Buche weit über die Grenzen der Fachwissenschaft, die es eigentlich angeht, Verständnis entgegengebracht wird, damit die noch ausstehenden oberheinischen Quellen und Forschungen bald nachfolgen können, und unsere süddeutsche kunstwissenschaftliche Forschung damit an erste Stelle rückt.

Alexander Schaible / Heinrich Hebling

Schon daß man sich verpflichtet fühlt, in dieser Stunde der Trauer, Rang und Titel wegzulassen und einfach seinen Namen zu setzen, zeigt, wie mit ihm nicht nur der hohe Beamte, sondern ein außergewöhnlicher Mensch dahingegangen ist. Und wenn in diesen Tagen die Nachricht von seinem Tode landauf, landab geht, werden die Vielen, die ihm während seines langen, schon den Siebzig nicht mehr fernem Lebens nahegetreten sind, ergriffen in der Hast des Alltags einen Augenblick verweilen, um sich sein Bild in der Seele zu wecken.

Der Verstorbene ist für den Anfang des Jahrhunderts einer der ersten und besten Verwaltungsbeamten unseres Landes gewesen; als langjähriger Oberamtmann in Müllheim, vor und nach dem Kriege, und später in Karlsruhe, dann, fast zehn Jahre hindurch, bis er vor kurzem die Altersgrenze erreicht hatte, als Landeskommissar in Mannheim. Die Anerkennung seiner beruflichen Verdienste ist nicht nur in äußeren Ehrungen zum Ausdruck gekommen — die Universität Heidelberg verlieh ihm bei seinem Abschied den juristischen Ehrendoktor —, sondern auch in der allgemeinen Wertschätzung und Beliebtheit seiner Person in den Gebieten, deren staatliche Verwaltung ihm in schwierigen und kritischen Zeiten anvertraut gewesen war. Aber so sehr er sich selbst als Beamter fühlte und es auch war, man kann trotzdem an

ihn nicht denken, ohne daß das Gesamtbild des Menschen gleichsam das des Beamten überwältigt.

Heinrich Hebling entstammte mütterlicherseits einer italienischen, aus Domodossola nach Mannheim eingewanderten Familie. Seine schon in Mannheim aufgewachsene Mutter verkörperte in ihrer klassisch-prächtigen Schönheit, die der Pinsel Winterhalters festgehalten hat, den italienischen Typus noch in vollkommener Reinheit. Seine väterliche Familie kam aus den Bauern des Schwarzwaldes, aus Furtwangen, und mit Stolz und Treue wurden die Trachtenbilder der Ahnen mit ihren harten viereckigen Köpfen und den untersten vierströtigen Gestalten in der Familie bewahrt. — So flossen die Ströme zweier grundverschiedenen Rassen des Südens und Nordens, der italienisch-romanischen und der alemannisch-deutschen in seinem Blute — und flossen für den, der ihn näher kannte, gleichsam unvermischt, äußerlich kenntlich, nebeneinander her.

Auch Heblings Vater war Landeskommissar gewesen (in Freiburg, wie er in Mannheim). Der Sohn hat die ihm so berechtigt überkommene Tradition eines ernsten und pflichtfesten, allen menschlichen Dingen und Interessen offenen, von jeder Engherzigkeit freien Beamtentums in seiner Familie und seinem amtlichen Wirken weitergepflegt; dieses Erbe seinen Kindern und der heran-

wachserden Generation der badischen Verwaltung als ein kostbares Gut weiterzugeben, war eines der mit seinem Herabblute betriebenen Ziele und Hoffnungen seines Lebens. Aber so sehr er seinen Beruf liebte — der künstlerische Untergrund seiner Natur schlug doch immer wieder durch. Denn als ein Künstler war er geboren und ein Künstler ist er in seiner Art, die Dinge, Welt und Menschen zu sehen und zu werten (ja selbst darin, wie er seinen Beruf übte), bis an sein Lebensende geblieben. Verschwenderisch hatte ihn die Natur für die musikalische Laufbahn ausgestattet; zu dem feinsten Ohr die Fähigkeit zartester Einfühlung und Mitempfindung hinzugefügt. Schon früh zeigte sich diese besondere Begabung und, wenn Hebling trotzdem den ursprünglich gehegten Plan, Musiker zu werden, nicht ausführt hat, so lag der Grund wohl weniger an den elterlichen Bedenken wegen der „Unsicherheit“ eines solchen Weges, auch nicht so sehr in den Zweifeln an eigenem Können, als in der hohen Vorstellung, die er von dem Ideale eines Künstlers in sich hegte und dem zu folgen, ihn seine so tief bescheidene Natur abhielt. Die Liebe zur Musik aber — er handhabte selbst mehrere Instrumente mit Meisterhaft — die er in ihren höchsten schöpferischen Geistern mit der fast eigenartigen Gründlichkeit seines Wesens studierte und aus ihrem Innersten und Größten zu erfassen — und zu genießen — strebte, hat ihn durch sein ganzes Leben treu begleitet. Es war ihm das Glück geschenkt, in seiner Gattin eine nach Gaben und Neigungen gleichartige Genossin seiner musikalischen und künstlerischen Bestimmung zu finden und diese gemeinsame Hinwendung des Paares, aus einem echten u. wahren Lebensbedürfnis heraus (so fern allem gesellschaftlichen und intellektuellen Snobismus der nächsten Vergangenheit) zu allen Gütern des „deutschen Idealismus“ schuf in ihrem Hause diese unvergleichliche, künstlerisch-warme und gegenwartslebendige Atmosphäre, die wohl jeder gespürt hat, der über seine Schwelgerei getreten ist und die — so charakteristisch für sie! — ganz unberührt blieb von dem Wandel der Zeiten aus blühender Prosperität zum Zwang der Einschränkung.

Wenn wir das Wort „Dilettant“ in dem hohen und ursprünglichen Sinne nehmen, den ihm die Griechen gaben, so ist Hebling es gewesen; ein Mann, der niemals irgend ein Tun zu einem bloßen Broterwerb, zu einer Magenfrage werden, der sich niemals von dem Graß, dem Schweiß und Staub des Alltags die Kraft und den Trost rauben ließ, an Kunst und Wissenschaft „sich zu ergötzen“. Und nichts war dieser Haltung ferner als jene Oberflächlichkeit, die wir heute dem Worte „Dilettantismus“ geben, denn Hebling war jemand, der nie etwas halb tat, der lieber ein Problem, eine Frage, die ihn interessierte, ein Buch, ganz beiseite ließ, als daß er es oberflächlich angepackt hätte. Die klare und feine Intelligenz aber, „die Dinge zu sehen wie sie sind“, die aus dem italienischen Erbe seines Blutes stammte (die wir Deutschen so oft bei anderen nicht erkennen, weil sie uns weienstremd ist), gab seiner Natur einen stillen Untergrund verschlossener Melancholie, eine Art düsterer Resignation vor dem Leben, dessen tiefe Tragik und Ohnmacht vor den unsichtbar und unbegreiflich waltenden Mächten des Schicksals ihm offenbar war. Und weil er um die Hilflosigkeit, die Verlassenheit und Einsamkeit des Einzelnen wußte, lebte in ihm, der sich so schwer angeschlossen, der ungen für Gefühle und Empfindungen Worte suchte und fand (hier war er ganz Nemance), ein schwerer und feuchter Zug nach Liebe und Freundschaft, war er von fast mimosenhafter Empfindlichkeit, wo er sich an dieser Stelle verlegt oder mißverstanden fühlte.

Aus diesen Eigenschaften und Einsichten, aus dieser Paarung von Intelligenz und Sensibilität aber wuchsen jene innere Freiheit, Selbständigkeit und Wahrhaftigkeit empor, die ihn überall und immer vor jeder Ueberheblichkeit, Voreingenommenheit und Einseitigkeit bewahrten, die es wie eine Aura von Reinheit und Uneigennützigkeit um ihn legten. Hebling war kein Philosoph der Worte, aber der Lebenshaltung. Er besaß und übte die seltene Eigenschaft, daß er zuerst verstehen wollte, bevor er urteilte. Er war von der größten inneren Bescheidenheit, wo er sich selbst an Großen maß, und stolz, vielleicht auch hart, wo er sich vor „Lumpen“ sah. Er war das Gegenteil von einem Blender und wurde deshalb oft unterkäßt oder falsch geschätzt. Aber still und unbeirrt ging er zwischen dem ungeheuren Wandel der Zeit seinen einsamen Weg: am Alten hängend und dem Neuen angetan. Der Schüler und Verehrer Bachs und Mozarts verfolgte mit dem gleichen ehrfürchtigen Interesse, das er allem ernstem Wollen entgegenbrachte — und er hatte das feinste Ohr für das Echte — die modernsten Erscheinungen aphonaler Musik. Er ist zeitlebens ein treuer Korpsstudent geblieben und an den Idealen und Gebräuchen seiner Rheinlandjugendjahre ging ihm auch im Alter noch das Herz auf. Aber er verstand es, daß eine aus den Erschütterungen des Weltkrieges und der Nachkriegszeit emporgewachsene Jugend anderen Idealen anhängen mußte. Drum weil er mit der Jugend fühlen konnte und wollte, war er selbst bis in sein Alter jung geblieben. Und wie alles, was er tat, ohne Lärm und große Worte geschah, so war auch sein Patriotismus: er kam aus dem gleichen starken und reinen Idealismus, der alle seine Handlungen wie mit einer stillen Glut von innen heraus erwärmte und erfüllte.

Die Sehnsucht nach Schönheit und Harmonie aber war vielleicht das eigenste und eigentlichsche Leitmotiv seines Lebens: aus den tief und unverwundlichen in ihm ruhenden Rassenangelegenheiten mag diese Melodie des „Unvollendeten“ in ihm emporgestiegen sein — und wer ihn kannte, der fühlte, daß hier das Gebiet berührt wird, wo die Worte versagen: vor der Anonymen und wirklichen — und in ihrer Anonymität heiligen — Substanz eines Menschenlebens.

Und wie sein seelischer Charakter gleichsam auf der Wasserscheide zweier großen Kulturen ruhte, so vollzog sich sein äußeres Dasein am Kreuzweg einer Zeitenwende. Auf ihm hatte noch der volle Glanz humanistisch-klassischer Bildung gelegen, als dem Sohne einer Generation, der Goethe, Schiller, Humboldt noch Zeitgenossen gewesen waren — er hat die bürgerlich-patristischen Ideale der Sächlichkeit, aus der er stammte, die Ideale des Schönen und Guten, der Pflichterfüllung und Selbstlosigkeit, der moralischen Unverletzlichkeit, der Veringerschätzung alles Materiellen, des mehr Sein als Scheinens, der Güte und ritterlichen Nachsicht noch selbst wirklich gelebt — er hat die eine Hälfte seines Daseins noch unter der unbekümmerten Sonne des wilhelminischen Zeitalters verbracht und ist in seiner zweiten Hälfte aufrecht und ohne Gräueln voll unerlöschlichen Glaubens an sein Volk und seine Zukunft durch die Stürme der Nachkriegszeit geschritten.

Uns, die wir ihn kannten, wird sein Bild in unserer Dankbarkeit und Liebe immer gegenwärtig bleiben. Aber auch, wenn der Stern seiner Erinnerung einmal erloschen ist, wird — nach dem Glauben Goethes — das Wesen einer so besonderen, so reinen und guten Persönlichkeit unvergänglich und ewig in jenen Sphären weiterwirken, aus denen die künftigen Geschlechter blühen.

Renne Fath-Kaiser / Drei Geschichten um Hebel

Schluss *)

Hebel am Scheidewege.

Was ließ sich darauf antworten? Hebel stand den Tränen in den Augen, er schämte sich gegenüber soviel Freundesliebe und Anhänglichkeit fast seiner Sehnsucht nach dem Oberland. Er versprach heilig, sich das Für und Wider noch zehnmal zu überlegen, ehe er eine Entscheidung traf. Ach ja, er war im Tiefsten unsicher und unschlüssig geworden, als er an diesem Abend die Türe seiner Schlafstube hinter sich zuzog. Und diese Unsicherheit wuchs noch mit jedem neuen Tag. Am 3. Dezember teilte er in einem Briefe an Gustave Fiedt die ganze Angelegenheit seinen Weiler Freunden mit, erzählte, wie er zuerst zu raicher Reise und Zusage bereit gewesen, durch das schlechte Wetter jedoch zurückgehalten worden sei. „Sie können denken, wieviel ich in beide Waagschalen zu legen habe, wie es an mir zieht und zurückhält,“ fährt er fort, „untdessen schwankte ich unentschlossen hin und her wie ein Uhrenpendel.“ Er spricht von seiner Abicht, die verhinderte Reise in den Weihnachtsferien nachzuholen, aber schon schließt seine innere Unentschlossenheit allerlei Wenn und Aber zwischen Vorias und Ausföhrung: „Wenn man mir Zeit läßt bis zu den Weihnachtsferien, wenn sich bis dahin das Wetter bessert, wenn ich gesund bleibe“ . . . wie so deutlich muß das seine Ohr der Freunde die letzte Entscheidung schon heraushören. Er bittet: „Ach, wie schön wär's, wenn sie gütigen Rat hielten und mir bald ein Conclusum schickten, was ich tun soll“ . . . und zuletzt will seine natürliche Entschlußunfähigkeit die Entscheidung ganz von sich ab und der Lebensfreundin zuschieben. „Wenns auf Spiz und Knopf ankommt, soll ihr Rat mich bestimmen.“ O, der treuherzig schlaue Kirchen-

rat, er weiß sehr wohl, wieviel er der Freundin zumuten darf. Ihre Bescheidenheit wird niemals wagen, ihm zuzureden . . . und wenn sie abräät . . . dann wird sie sich nicht beklagen können, daß er ihren Rat befolgte.

Doch kommt es wirklich noch zu der Freiburger Reise. Die Freunde versprechen Paradiese und Hebel muß gestehen, daß ihm alles sehr gefällt. Doch kaum hat er, heimreisend, das Antlitz wieder Karlsruhe zugewandt, so beginnt das unablässige, furchtbare, endlose innere Abwägen von neuem: Auch der gute Dekan Nüßlin in Emmendingen, bei dem Hebel zur Nacht einkehrt, kann ihm nicht helfen; das Zerreden, das Hin- und Herüberlegen zu zweit vergrößert nur den inneren Zwiepsalt, und als der Kirchenrat im vorgeschrittenen Nachstunde endlich das hochgeschichtete Gastbett besteigt, geschieht das Unerhörte, und der Schlaf, sonst Hebels allergehensster, ja oft allzu aufdringlicher Freund läßt ihn schändlich im Stiche. In qualvoller Ueberwachtheit wirft sich der schwere Körper in den dicken Federbetten herum und der Geist verjücht zum tausend- und tausendstenmal mit den Waffen schärfsten Denkens, das diamantsharte Problem zu überwinden. Der Verstand spricht: Karlsruhe, das Herz sagt: Freiburg. Aber ach, wenn das Herz nur ein wenig lauter rufen, nur ein wenig leidenschaftlicher auf seinem Willen bestehen möchte. Dann wäre die Entscheidung gefallen, denn Hebel ist kein Verstandesmensch. Doch das Herz seufzt so leise, daß der arme Mensch nicht recht entscheiden

*) Vgl. Pyramide Nr. 16, 18 und 37.

kann, ob er wirklich einen lebendigen Wunsch oder nur das Sehnsuchts-echo der Vergangenheit vernommen hat. Aus dem Abgrund der Nacht steigen farbige und bunte die Bilder und Empfindungen der Vergangenheit. Hebel erlebt wieder seine Ankunft in Karlsruhe, die ersten Enttäuschungen. Die Berufung an das Karlsruher Gymnasium, dem der Markgraf seine besondere Aufmerksamkeit zuwendete, war ihm der Beweis, daß seine Behörde das Lehrtalent des so lange zurückgesetzten Hilfslehrers zu würdigen begann. Diese Erkenntnis erleichterte ihm den Abschied vom Oberland, vom Freundesbund der Proteuser. Aber wenn er mit den reinsten und offensten Empfindungen der Dankbarkeit und der besten Vorsätze nach Karlsruhe geeilt war, ach, wie rasch hatte man ihm die Unbedeutendheit, die Untergeordnetheit seiner Stellung als Subdiakon zum Bewußtsein gebracht. Die Schüler freilich spürten bald das verstehende Wohlwollen, die unverlierbare Kindhaftigkeit im Wesen ihres freundlichen Lehrers und vergalteten sie mit liebender Anhänglichkeit, auch Freunde sammelten sich schnell wieder um den sanften, heiter-gütigen Mann, dessen große Lauterkeit, Klarheit und Einfachheit des Wesens wie ein starker Magnet auf alle Menschen wirkte, die selbst gut waren oder doch die Sehnsucht nach der Güte kannten. Die Predigten, die der Subdiakon in großen Abständen in der Hofkirche halten mußte, gefielen; der Markgraf veräumte sie ungern und eine alte Dame ließ sogar eine seiner ersten Predigten auf ihre eigenen Kosten drucken und verteilen, dem geistlichen Autor aber — der schlaflose Hebel schmunzelte in behaglichem Nachgenuß — schenkte sie gar noch ein paar Flaschen Wein.

Trotzdem blieb das Heimweh nach dem Oberland, die Sehnsucht nach der ländlichen Pfarrei, nach einfacher, aber gesicherter Existenz und Familie; denn auch die Karlsruher Lehrstelle war so schlecht besoldet, daß Hebel sich nur durch langjährige Privatlektionen vor dem Schuldenmachen bewahren konnte. Der lebendige Briefwechsel mit den Oberländer Freunden pflegte die Erinnerung, aber auch das Heimweh. Die Landschaft seiner neuen Wirkungsstätte ließ Hebels Seele kalt und frösteind. Im Gebirge drängt sich die Erde nah und warm an den Menschen heran; hebt er den Blick, so trifft er auf bunte Ackerflächen, grüne Weiden, prächtige Wälder und höher noch auf sonnigleuchtende Berggipfel, die als gewaltig feste Stützen den Himmel tragen. Im Ohr aber klingt säuslig wie mütterliches Wiegenlied das Murren der Wälder, das Murren der vielen Bergwässer. In der Ebene jedoch erdrückt der unendlich herrschende Himmel den lieben Mutterboden, einsam und nichtig verliert sich der Mensch in der grenzenlosen Weite und in seinem Blut klopft nur das beängstigende Sirren der großen Stille. . . . Endlos eintönig erschienen dem durch die seltene Naturschönheit des Wiesentals Bewohnten auch die dunkelroten Säulenhallen der Kiefern im Hardtwald wie abgezirkelte Beamtentage gegenüber der Fülle und Mannigfaltigkeit des freien ländlichen Lebens. Aus dem seelischen Verlangen nach immerwährender und enger Verbindung mit der Heimatwelt hatte Hebel dann das Studium des alemannischen Dialektes aufgenommen; doch sofort erwies sich hier wieder die Grundtendenz seines Wesens, das nicht zu wissenschaftlicher Forschung, aber zur künstlerischen Schöpfung neigte. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der heimatischen Sprache gebar durchaus keine Grammatik, auch kein Wörterbuch des alemannischen Idioms, wie Hebel doch eigentlich im Sinne gehabt, sondern da blühten plötzlich und herrlich die alemannischen Gedichte auf. Wie ein lang gestauter, endlich entfesselter Bergbach sprudelte, schäumte, strömte die kristallene Flut. Staunend stand er selbst, staunend und bewundernd das ganze deutsche Land von dem sonnbestrahlten, blumenbunten Bauerngarten dieser urgesunden, erdfrischen Poesie.

Hebel nickte nachdenklich seinen Gedanken zu. Ja, so war es. Weil er nicht zur Heimat kommen durfte, riß er die Heimat zu sich heran, tauchte sie in das Gold seiner Liebe und Sehnsucht, daß sie in Verklärung strahlte. Er dachte an die Kritiker, die mangelten, daß die Welt der Gedichte durchaus nicht der plumpen Wirklichkeit entspreche. Was wunders! Er hatte ja die Heimat aus der Liebe wiedergeboren. Tief versunken erlebte Hebel noch einmal die erst kurz zurückliegenden Jahre. Nein, an reine Dichtung, an bewußtes Kunstwerk überhaupt hatte er nie gedacht; aber das starke und freudige Echo, das seine Gedichte fanden, hatte ihm doch Freude gebracht und viel Genuß gegeben. Er machte unbewußt eine wegziehende Bewegung. Ach, die Berühmtheit, das Bewachtwerden, die Meute der angeblichen Bewunderer und Freunde, die sich plötzlich an ihn herandrängten, sein bescheidenes Leben in die große Öffentlichkeit zerrren wollten, das war oft so beschwerlich, so beängstigend, daß er zornig stöhnend die ganze Herrlichkeit zum Teufel wünschte. Was ihn gefreut hatte, war

nur die Bestätigung seiner selbst, die Rechtfertigung vor den eifrigen Gönnern, die soviel von ihm erwarteten und ihn nach der ersten naturgegebenen Enttäuschung allzu schnell hatten fallen lassen. Aber auch diese Freude brach rasch in Wehmut, es fehlte ihr der Resonanzboden im Herzen der liebsten Menschen, der Eltern. Hebel schreckte jäh auf. Was war das? Ein Hilferuf? Feuerlärm? Er horchte angestrengt ins Dunkel hinaus, um sich dann beruhigt wieder niederzuliegen. Das war ja nur der Nachwächter, der fernher seinen Ruf ertönen ließ.

Aber in der heftig aufstrebenden Bewegung schien auch das Gemüt des Schlaflosen in Wallung geraten zu sein. Horn erfaßte ihn gegen die Bosheit des Schicksals, das ihm den größten Lebenswunsch nach soviel Jahren der Sehnsucht nun in einem Augenblick erfüllen wollte, da es fast zu spät war. Hebel erfüllte jetzt die Wahrheit des Wortes, daß wir den Traum als Traum lieben. Ja, so war es. Immer würde seine Sehnsucht nach dem aller schönsten Winkel im Rheintal weisfahren, doch sein Leben war bereits so stark und tief in der Residenz verwurzelt, daß jedes Losreißen mit Gefahr und Verletzung verbunden sein mußte. Hebel gestand sich jetzt, daß man auch die schurkgeraden, steifen Straßen der Markgrafenstadt und die roten steilen Fadeln der Hardtwaldkiefern lieb gewinnen konnte. Sag dazu nicht das herrliche Baden-Baden so nahe, der Tobel bei Frauenalb, die Renschalbäder? Er dachte daran, daß er erst vor wenigen Monaten wieder einmal umgezogen war und sich in der neuen Wohnung recht wohl fühlte, daß er den Mittagstisch gewechselt und endlich in dem vergangenen Sommer ein Einkommen erreicht hatte, das ihm erlaubte, die Privatlektionen aufzugeben. Und dann . . . die Arbeit an dem Badischen Kalender, die ihm soviel Freude machte und ihm fast soviel Beifall eintrug wie die Alemannischen Gedichte! War es nicht vielleicht doch seine wahre Berufung, statt von der Kanzel, statt vom hohen Lehrstuhl herab aus dem einfachen und billigen Kalender heraus zum Volke zu reden, auf es zu wirken? Hier fand sein Wort am sichersten zum Ohr und Herzen der ländlichen Menschen. War es seine Aufgabe, nicht in eine Gemeinde hineingestellt zu werden, sondern sich selbst eine Gemeinde zu schaffen . . . in Frieden, Freude und Liebe? Ach, wenn man doch wüßte . . .

Wieder störte der Ruf des Nachwächters das rastlos mahrende Triebwerk der Gedanken. Hebel horchte verwundert, dann tief versunken auf den jetzt klar und deutlich das nächtliche Schweigen erfüllenden Gesang des Wächters und ließ sich dann auf einmal erlöst, tiefberuhigt in die Kissen zurückfallen, dem sanftesten Schlummer in die Arme. Aus dem Munde des Wächters waren ihm seine eigenen Worte zum Trost und Rat wiedererklungen; ja, wohl, wie unnötig war sein Sorgen und Sichquälen, hatte nicht Gottes Hand stets den besten Weg geführt?

Und siehe, der Großherzog selbst wünschte das Verbleiben Johann Peter Hebels in Karlsruhe. In diesem Wunsche konnte der Kirchenrat mit Recht eine große Anerkennung seiner bisherigen Wirksamkeit erblicken, zugleich wurde ihm dadurch die Notwendigkeit der eigenen Entscheidung abgenommen. Froh und befreit lehnte er es ab, eine Erhöhung des Gehaltes, als Entschädigung für seinen Verzicht auf die Freiburger Pfarrei, zu verlangen, wie ihm nahegelegt ward. Daß sie ihm trotzdem zugestillt wurde, nahm er als neuen Beweis der Gnade seines Fürsten.

Es war am Tage nach der endgültigen Entscheidung, als Kirchenrat Sander an die Türe Hebels klopfte. Die Rätselakademie im Kaffeehaus hatte dem ihr Neugeschenkten eine kleine Peter zugedacht, doch ausgerechnet heute blieb er aus. So wurde Sander ausgeschiedt, um den Säumigen zu holen; zum drittenmal klopfte er jetzt schon an die Türe des Arbeitszimmers. Er horchte auf ein Geräusch, das aus dem Zimmerklang; war es nicht wie das starke Atmen eines Schlafenden? Vorsichtig drückte der Kirchenrat die Türklinke herunter. Sie gab nach, die Türe öffnete sich und Sander sah den allverehrten Mann, den berühmten Verfasser der Alemannischen Gedichte, den humorvollen, freundlichen Kalendermann und Hausfreund schlafend, den Kopf auf die Arme gelegt, am Schreibtisch sitzend. Jetzt fuhr er, vom Geräusch der sich öffnenden Türe geweckt, in die Höhe, starrte einen Augenblick abwesend auf den Eingetretenen und lachte dann herzlich und fröhlich auf. Gottlob, Freund Sander, daß Sie mich geweckt und erlöst haben! Was glauben Sie wohl, daß ich träumte? Ich stand als Prälat, erster Geistlicher des Landes, auf der Tribüne des Herrenhauses und hielt eine Rede. Ich, Hans Peter, den die Mutter immer wieder ermahnte, vor jedem Verfassereifer demütig das Köpfelein abzunehmen, ich stand und rebete zu lauter Fürsten und Grafen und Herrn." Er drückte die Hand auf die Brust: „Weiß Gott, ich hab jetzt noch Herzklopfen. Gottlob, daß es nur ein Traum war.“

Mar Bittrich / Deine Lasten

Gottes Hand
Schmiegt sich kühlend um fieberndes Land,
Tröpfelt Tau der dürstenden Blüte.

Leuchtende Güte
Sinn zwischen schwarzem Wolkenhimmel;
Waterglück über entschlummerndem Kind
Atmet der Himmel.

Ruhig verrinnt
Deines Alltags zerrüttendes Hasten;
Gott steigt segnend von goldener Leiter,
Und deine Lasten
Trägt er auf nächtlichen Pfaden weiter.